



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Arfert, Paul: Zum Ursprung des Märchens

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu begeben oder zu stimmen, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder mit Festungshaft von gleicher Dauer bestraft."

Es ist unleugbar, daß der Grundgedanke, auf dem alle diese Privilegien fußen: eine im Interesse von Volk und Verfassung zu wahrende parlamentarische „Freiheit“, durchaus würdig ist. Es wird aber einem gesunden Konstitutionalismus nie zum Schaden gereichen, wenn einem zügellosen Mißbrauch von Ehrenprivilegien von vornherein gesetzlich vorgebeugt wird; die Strafrechtsreform wird auch an dieser überaus bedeutsamen Frage nicht untätig vorübergehen können.



Zum Ursprung des Märchens

Von Paul Arfert in Halberstadt



Die Frage nach dem Ursprung des Märchens ist noch unbeantwortet geblieben und wird es vermutlich bleiben. Versuchen wir über die Entstehung des Märchens literarisch und historisch ins reine zu kommen und verfolgen wir die Märchen bei den einzelnen Völkern bis auf die frühesten nachweisbaren Aufzeichnungen, so endigen wir immer bei vollständig ausgebildeten Erzählungen, die auf eine lange vorhergehende Entwicklung, die im Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit begraben liegt, zurückweisen. Bei den europäischen Völkern gehen die direkten Märchenaufzeichnungen bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück, einzelne typische Märchenzüge dagegen kann man schon in den mythischen und heroischen Dichtungen nachweisen, so bei den nordischen Germanen in der Edda, bei den irischen Kelten gar im sechsten Jahrhundert, jedoch waren diese Völker damals schon weit entfernt von primitiven Zuständen. Um mehr als tausend Jahre weiter zurück führt uns das griechische Altertum, wo uns Herodot im fünften Jahrhundert v. Chr. das bekannte Märchen vom Meisterdieb überliefert hat. Aber schon die Odyssee ist voll von Märchenzügen, während sich in der Ilias Andeutungen über das Jasonmärchen finden. Wir kommen damit in die Zeit von 1000 bis 900 v. Chr., aber wiederum handelt es sich hier nicht um primitive Gestaltungen des Märchens.

In die fernsten Zeiten geschichtlicher Dämmerung gelangen wir, wenn wir die orientalische Überlieferung nach Märchen und Märchenzügen durchforschen. Die älteste bekannte indische Märchensammlung des Orients gehört dem vierten Jahrhundert n. Chr. an, wie weit aber die einzelnen Märchen in frühere Zeiten zurückreichen, läßt sich nicht feststellen, wir haben aber insofern einen Anhalt, als wir wissen, daß im Rigveda einzelne Märchenzüge auftauchen, damit kommen wir in die Zeit von vor 500 v. Chr., aber immer noch nicht zu einer Periode mit so ursprünglichen Zuständen, in der man sich die

erste Entstehung des Märchens zu denken hat. Nicht anders steht es mit den Märchenzügen in der babylonischen Literatur, im Gilgameschepos und in der Sargonsage. Hier wird die Datierung unsicher, aber jedenfalls sind diese Erzählungen auf dem Boden einer vollständig ausgebildeten höheren Kultur erwachsen. Das allerälteste vorhandne Märchen führt uns nach Ägypten, es ist das Märchen von Batu und Anepu, das in der vorliegenden Form etwa vierzehnhundert Jahre vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung niedergeschrieben ist. Aber niemand kann ermessen, wie weit es in unbekannte Zeiten zurückreicht. Auch dieses älteste Märchen ist kein primitives, sondern zeigt dieselben typischen Züge wie die Märchen der neuesten Zeit. Das Ergebnis dieser literarischen Untersuchung ist also nur das, daß wir feststellen können, daß in der fernsten uns zugänglichen Zeit ausgebildete Märchen existiert haben, daß also der Ursprung und die erste Entwicklung dieser Erzählungen in die vorgeschichtliche Zeit hineinreichen, in die kein Menschenauge einzudringen vermag.

Da liegt es nun nahe, sich zu den Naturvölkern zu wenden und zu versuchen, ob man bei ihnen bessere Auskunft bekommt. Hier zeigt sich nun zunächst, daß das Märchen nicht eine den Europäern, oder allgemeiner gesprochen, den gebildeten Völkern eigentümliche Dichtungsart ist, sondern die neuere Forschung hat fast bei allen Wilden, deren traditionelle Überlieferungen zugänglich geworden sind, Märchen gefunden und aufgezeichnet. Dabei zeigte sich überraschenderweise, daß diese Märchen durchweg dieselben charakteristischen Züge tragen wie die der zivilisierten Völker. Zum Teil beruht dieser Umstand offenbar auf direkter Übertragung durch die Europäer, so, wenn bei den Einwohnern Brasiliens dieselben Märchen erzählt werden wie in Spanien, zum Teil jedoch kann man es aus den Berichten von Entdeckern und Missionaren aus dem siebzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert nachweisen, daß viele wilde Völker vor der ersten geschichtlichen Berührung mit Europäern schon Märchen hatten. Am wichtigsten für die Frage nach der Entstehung des Märchens sind natürlich solche Erzählungen, die unzweifelhaft einheimisch sind. Aber alle diese Materialien liefern uns keine direkte Auskunft über die Entstehung des Märchens, denn von keinem kann man feststellen, wie lange es bei dem betreffenden Volke erzählt worden ist, und welche Wandlungen es durchgemacht hat. Wir haben eben nur fertige Märchen vor uns, und wir verfügen über keinerlei Mittel, festzustellen, ob in irgendeinem Märchen eines auf niedriger Stufe stehenden Volkes eine Neuschöpfung vorliegt, die ein gewisses Analogon zu der Urschöpfung der europäischen Märchen bieten könnte. Wir können die Erzählungen der Naturvölker nicht weiter zurückverfolgen als etwa zwei oder höchstens drei Jahrhunderte. So ist auch hier das Material zu geringfügig, als daß es unmittelbaren Aufschluß über die Entstehung des Märchens bieten könnte; doch ist die Tatsache, daß das Märchenmaterial der wilden Völker eine so enge Verwandtschaft zeigt mit dem des internationalen Erzählungsschatzes, von nicht geringer Bedeutung für die Untersuchung über

den Ursprung des Märchens, denn aus dieser Verwandtschaft geht hervor, daß die Schlüsse, die wir aus dem Studium der Märchen primitiver Völker ziehen, mutatis mutandis auch für die der zivilisierten Völker gelten; und es ist klar, daß uns eine Untersuchung der primitiven Märchen näher zu dem Ursprung dieser Dichtungsgattung führen wird, als die Durchforschung der Märchen der Kulturvölker.

Im folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, durch eine kurze Prüfung des geistigen Zustandes der wilden Völker Anhaltspunkte zu gewinnen, von denen aus man dann einige Richtungslinien, die für die Entwicklung des Märchens etwa maßgebend gewesen sein mögen, ziehen könnte.

1

Der heutige Stand der Märchenforschung berechtigt uns zu der Annahme, daß das Märchen als ein der ganzen Menschheit eigentümlicher Besitz, ein naturnotwendiges Produkt in der Entwicklung der einzelnen Völker und Stämme angesehen werden muß, und daß es auf gewissen, überall gleichen Anlagen des menschlichen Denkens und Fühlens, wie sie sich der Natur und den gesellschaftlichen Einrichtungen gegenüber äußern, beruht. Es versteht sich von selbst, daß der äußere und der innere Lebenszustand eines Volkes eine gewisse Höhe erreicht haben muß, ehe aus ihm ein literarisches Erzeugnis, wie es das Märchen ist, erwachsen konnte. Stämme, deren geistiges Leben noch unentwickelt ist, oder die zu vegetierendem Dasein hinabgesunken sind, vermögen keine geordneten Erzählungen hervorzubringen. Voraussetzung für die Entstehung der Märchenerzählung ist eine gewisse gesellschaftliche Organisation, eine Stammesgliederung, in der vor allem das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander in irgendeiner Form der Ehe normiert sein muß, die ein Besitzrecht des Gatten auf sein Weib gewährleistet, denn die Märchen der Naturvölker zeigen, daß hier eine bedeutende Quelle für Erzählungsstoffe fließt. Die Verwandtschaftsverhältnisse müssen traditionell festgelegt worden sein, denn das Verhältnis der Kinder zu den Eltern, der Brüder zu den Schwestern ist eine wichtige Grundlage für die Handlung des Märchens. Im allgemeinen kann man sagen, daß ein Anlaß zu einer erzählenden Darstellung gegeben ist, sobald ein durch die Sitte geheiligt Verhältnis gestört wird, denn ein häufiges Thema der primitiven Märchen ist die Trübung eines Familienverhältnisses und dessen Wiederherstellung. Daraus folgt, daß sich innerhalb der Stammesorganisation eine gewisse Summe von Sitten und Gebräuchen festgesetzt haben muß, die dann in der Märchenhandlung zur Geltung kommen. Den Anstoß zu einer Erzählung gibt nicht die ungestörte Beobachtung dieser Sitten und Gebräuche, sondern ihre Störung. Das religiöse Leben muß eine gewisse Stufe der Entwicklung erreicht haben, denn wie sich später herausstellen wird, spielen die religiösen Anschauungen eine bedeutende Rolle im Märchen.

Das Leben des Naturmenschen beschränkt sich — ganz allgemein genommen — auf die Gewinnung des Lebensunterhalts aus der Natur, auf den Verkehr mit den Stammesgenossen und den Nachbarstämmen (im freundlichen und im feindlichen Sinne) und auf das Hinbringen der Zeit durch unterhaltende Tätigkeit. Diese ganze Lebenstätigkeit der Wilden ist nun durchzogen und getragen von der Beobachtung einer langen Kette traditioneller, auf religiösem Untergrund beruhender Sitten und Bräuche, die seinem Leben erst den objektiven, vom Willen und Belieben des Einzelnen unabhängigen Inhalt geben. Jagd, Siedlung, Verkehr, Ackerbau, Krieg, ja die täglichen gewohnten Verrichtungen, mehr noch die einzelnen Lebensphasen: Geburt, Namensgebung, Weihen, Krankheit, Tod geben in ihren eng umschriebenen Formen Bestandteile für die der Unterhaltung gewidmeten Erzählungen des primitiven Menschen ab. Ohne diese auf abergläubischen Bräuchen beruhenden Tatsachen können wir uns eine reichere, lebendigere Entfaltung des Unterhaltungsbedürfnisses nicht denken. Eine weitere Grundbedingung für die Entstehung des Märchens ist eine gewisse Differenzierung der Masse, die den Stamm bildet. So finden wir ja auf untersten Stufen schon mindestens eine formale Scheidung zwischen Ältern und Jüngern, Mächtigen und Schwächern, Regierern und Regierten, vielleicht gehört auch schon den frühesten Stufen der Entwicklung die Totemgliederung an, die für die Erzählungen der Wilden in bezug auf die Rolle, die die Tierwelt spielt, von besonderer Bedeutung ist.

Nach dieser allgemeinen Skizzierung des gesellschaftlichen Untergrundes, auf dem das Märchen erwachsen ist, wenden wir uns zu der nicht minder wichtigen Vorfrage: Wie steht es überhaupt mit dem Erzählungsbedürfnis des Wilden? Unter den der Unterhaltung gewidmeten Lebensäußerungen des Naturmenschen spielt die Erzählung eine hervorragende Rolle. Zur Erzählung treibt es ihn mit elementarem Zwang, er ist Erzähler aus Naturtrieb. Er erzählt von seinen Erlebnissen, er fabuliert über die Entstehung der Erde, der Sonne, der Sterne, über gewisse Bäume und Tiere, er zerbricht sich den Kopf über den Tod, und was herauskommt, ist immer eine Erzählung. Der Trieb zum Erzählen zieht so ziemlich alles, was in seinen Gesichtskreis eintritt und irgendwelchen stofflichen Reiz hat, in seinen Bann. Der Mensch auf niedern Entwicklungsstufen scheut, um sein Erzählungsbedürfnis zu befriedigen, nicht vor der Profanierung seiner höchsten göttlichen Mächte zurück, indem er eine Chronik von Erzählungen um sie webt, die nicht immer mit ihren sonstigen religiösen Empfindungen in Einklang stehn. So setzt die ganze geschichtliche und religiöse Tradition, über die ein primitives, schriftloses Volk verfügt, diesen elementaren Trieb zur Erzählung voraus. Selbstverständlich ist es immer nur das besonders begabte Individuum, das tatsächlich erzählt, und es ist zu beachten, daß obwohl fast überall Personen beiderlei Geschlechts an der Bewahrung und der Überlieferung des traditionellen Erzählungsschatzes beteiligt sind, die Männer die eigentlichen Erfinder sind. Für die Stoffwahl und den allgemeinen Charakter

des Märchens wie der übrigen Zweige der erzählenden Volksliteratur ist das männliche Geschlecht maßgebend. Das Märchen gibt, im ganzen genommen, die Welt wieder, wie sie von Männeraugen geschaut wird.

Der Wilde erzählt mit außerordentlicher Beweglichkeit und mit starker, innerer Teilnahme, die sich in der reichlichen Verwendung der Gebärde, die damit ein inhärenter Bestandteil der Erzählung wird, kundgibt. Ferner ist zu beachten, daß der Wilde meist vor einem größern Hörerkreis erzählt. James Macdonald berichtet von den Vantu: „Wenn sich die Männer am Abend um das Hüttenfeuer versammeln, darf nie der Geschichtenerzähler fehlen. Er wird da von seinen eignen Heldentaten erzählen, seinen Liebeserlebnissen, Raubtaten und nicht vergessen, Beweise anzuführen für seine Stärke und Ausdauer; von hier aus schwebt er hinüber in die Regionen des Märchens oder der Fabel, um die Stunden der Langleiße zu vertreiben. Bei einigen ist das Geschichtenerzählen geradezu eine Art schöner Kunst, ich hätte fast gesagt, exakter Wissenschaft geworden.“ Eine andre Beobachtung mögen uns die Eskimo liefern. „Die Eskimo sitzen in den langen Winternächten an den Ufern der Hudsonsbai; bei schlechtem Wetter, wenn sie nicht hinauskönnen, sitzen sie in der Hütte und lauschen den alten Männern, die erzählen, was sie gehört und gesehen haben. Sie verfügen über einen großen Schatz von Erzählungen, und die alten Frauen tragen Geschichten vor von den Menschen vergangner Tage, Geschichten, die allein auf dem Gedächtnis beruhen, oft untermischt mit Rezitationen, die offenbar dem eigentlichen Faden der Erzählung fremd sind. Die jüngern Mitglieder der Versammlung sitzen mit glänzenden Augen da, die ihr lebhaftes Interesse an der Erzählung bekunden. Bis tief in die Nacht hinein hört man den summenenden Ton des Erzählers vergangner Ereignisse, bis die Zuhörer einer nach dem andern in der Stellung, die sie zuletzt eingenommen haben, einnicken.“ Schließlich noch ein Beispiel aus einem andern Teile der Welt. In Kaiser-Wilhelmsland lagern die eingebornen Papuas Nachts um ein Feuer und lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit dem Märchenerzähler. So könnte man noch lange fortfahren, aus allen Gegenden der Erde Beispiele beizubringen, die beweisen, daß das Geschichtenerzählen und -hören ein wahres Lebensbedürfnis für den Wilden ist. Man wird auf jeden Fall gut tun, das Erzählungsbedürfnis und die Erzählfähigkeit der Primitiven nicht zu unterschätzen.

Wir haben also auf der einen Seite primitive Menschen mit ausgeprägtem Erzählungsbedürfnis, auf der andern Seite eine Anzahl von Erzählungsformen, die ein Spezifisches an sich tragen, das ihnen einen ganz bestimmten Charakter gegenüber den höhern Erzählungsformen gebildeter Völker verleiht. Da ist zunächst die rein individuelle Form, die Scherzählung, die bei wilden Völkern aber auch leicht einen allgemeinen Charakter annimmt. Sie stellt den Bericht eines Einzelnen über ein wirklich erlebtes oder doch als solches hingestelltes Ereignis: das Abenteuer auf der Jagd oder auf dem Fischfang, die Heldentaten

im Kriege, Liebesabenteuer, Begegnisse auf der Botenfahrt usw. dar. Leider ver-
säumen es die Ethnologen und die Forschungsreisenden durchweg, uns mit
diesen für die Erforschung der Erzählungsart und -kunst der Naturmenschen so
überaus wichtigen individuellen Erzeugnissen des Erzählungstriebes bekannt zu
machen. Eine zweite allgemein verbreitete Gruppe bildet die ätiologische Sage,
durch die der Naturmensch sein Kausalitätsbedürfnis zu befriedigen trachtet.
Hierbei ist zu beachten, daß der Wilde die Fragen, die irgendein Naturereignis
in ihm anregt, nie durch eine kurze präzise Antwort, sondern immer durch eine
längere oder kürzere Geschichte beantwortet. Eine andre Gruppe bilden die
Stammesjagen und die Erzählungen mythologischen Charakters, schließlich das
Märchen.

Alle diese Gattungen sind untereinander verwandt, berühren sich stofflich
vielfach, denn sie beruhen alle auf dem nicht sehr umfassenden Denk- und Er-
fahrungskreise des Wilden. Will man also näheres über die Entstehung der
einzelnen Erzählungsarten wissen, so ergibt sich die Notwendigkeit, das Denken
des primitiven Menschen vorher zu untersuchen. Theoretisch genommen müßte
man eigentlich ein genaues Bild des gesamten primitiven Lebens entworfen
haben, ehe man sich daran machen könnte, das Heraushelfen der Märchen-
erzählungen aus diesem Boden zu ergründen. Man müßte alle sozialen Ein-
richtungen und Gebräuche — mindestens soweit sie sich in den Erzählungen
wider spiegeln — untersucht haben, man müßte das ganze Geistesleben des
Naturmenschen bis auf seine Wurzeln bloßgelegt haben, nämlich seine Denk-
fähigkeit im allgemeinen, seine Denkäußerungen im besondern, seine Logik, sein
Verhältnis zur Welt der Wirklichkeit; man müßte die einzelnen Seelenkräfte
analysiert haben, besonders die Phantasie; erst wenn wir so eine genaue und
tiefgehende Einsicht in das gesamte primitive Wesen — das äußere und das
innere — gewonnen haben, können wir hoffen, aus dem Leben und Denken des
Wilden die Entstehungsursachen und -bedingungen seiner literarischen Produkte zu
verstehn. Soweit ist die Forschung noch nicht, und hier in den Grenzen dieser
Abhandlung kann es nur darauf ankommen, die Hauptzüge der primitiven
Geistesstruktur, soweit sie zu der Tätigkeit des Erfindens und Erzählens von
Geschichten Beziehung haben, darzulegen. Haben wir festgestellt, wie der Pri-
mitive denkt, so können wir daraus abnehmen, wie er erzählt, und wissen wir,
welche Grenzen seinem Erzählungstriebe gesteckt sind, und unter welchen Be-
dingungen er sich äußert, so können wir hoffen, über die einzelnen Elemente,
die das Märchen bilden, Klarheit zu gewinnen, zu ergründen, woher sie stammen,
und wie sie sich verbinden.

2

Zunächst muß festgestellt werden, daß dem Wilden jeder Wirklichkeitsinn
fehlt. Es wird dem Europäer nicht leicht, sich immer vor Augen zu halten,
daß die Wirklichkeit so ziemlich aus dem Denken des Naturmenschen ausge-
merzt ist. Das Leben und das Denken des Wilden sind eingesponnen in ein

illusionistisches Netz geistiger Beziehungen. Er kann nicht essen und trinken, nicht fischen und jagen, nicht reden und denken, ohne im Banne abergläubischer Vorstellungen zu sein. Speisereife sind gefährliche Dinge, Geister belauern ihn auf Schritt und Tritt. Durch hundert Gebräuche und Maßregeln muß er seine Seele, die sich oft vom Körper trennt und auf eigne Faust umherfliegt, schützen. Der Feind im Kriege hört nicht auf gefährlich zu sein, wenn er tot am Boden liegt, seine erzürnte Seele vermag dem Unachtsamen zu schaden. Alle Lebensphasen: Geburt, Namensgebung, Beschneidung, Menstruation, Jünglingsweihe, Tod sind von einem dichten Maschenwerk illusionistischer Vorstellungen umgeben. Der Wilde lebt in einer Lebensstimmung, in der Gefühls und Gedachtes, Wahres und Erdichtetes bunt durcheinander gemischt sind. Hieraus ergibt sich, daß der Grundcharakter der Erzählungen des Wilden ein illusionistischer sein muß.

Zweitens: Dem Wilden fehlt durchaus das Sonderungsvermögen. Er vermag nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen, Empfundnes nicht von verstandesmäßig Gedachtem zu unterscheiden. Die Begriffe rinnen ihm bunt durcheinander; nur ein einziges Maß hat er zu ihrer Scheidung, das, das ihm die mehr oder minder bewußte Beobachtung des eignen Innern an die Hand gibt. Nicht leicht vermag der primitive Mensch den Namen vom Ding, das Bild von dem dargestellten Gegenstande zu sondern. So ist er außerstande, Grenzlinien zwischen sich und den Tieren, auch wohl gar zwischen den Pflanzen und den unbelebten Dingen — dem Wesen nach — zu ziehen. Alle haben, seiner Anschauung nach, einen Körper und eine Seele wie er selber. Einem Buschmann konnte auf keine Weise durch einen Missionar der Unterschied zwischen Mensch und Tier klar gemacht werden. Er meinte, ein Büffel könnte ebensogut Pfeil und Bogen handhaben wie der Mensch, wenn er nur welche hätte. Es ist durchaus nicht unerhört, daß der Wilde in vollem Ernst Menschen für Tiere und Tiere für Menschen im allerbuchstäblichsten Sinne hält. Es ist, wie der schottische Anthropologe Andrew Lang sagt: *a nebulous and confused frame of mind to which all things, animate or inanimate, human, animal, vegetable, or inorganic, seem on the same level of life, passion, and reason.*

Die Denktätigkeit des Wilden heftet sich mit aller Energie an die zunächstliegende Idee. Sein ganzes kausales Denken wird durch die Zusammenordnung nahe aneinanderliegender Ideen regiert. Wenn eine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist, wird ein Boot ausgerüstet und mit verschiedenen Vorräten versehen. Bei dem ersten Landwinde wird der Krankheitsdämon freundlichst eingeladen, Platz in dem Boote zu nehmen, und ebenso freundlich aufgefordert, niemals wiederzukehren. Dann wird es abgestoßen, und wie es mit dem Winde verschwindet, ist die Krankheit fortgetragen. Der Tapir ist langsam und schwerfällig, folglich ist der Creekindianer kein Tapirfleisch, sondern bevorzugt das Fleisch von Vögeln, schnellem Wild und Fischen. Die Beweglichkeit dieser Tiere, so glaubt er, geht in ihn über. Dabei darf man jedoch nicht vergessen,

daß für den Wilden Ideen assoziierbar sind, die uns weit auseinander zu liegen scheinen. Unbekümmert um Möglichkeit und Unmöglichkeit — in unserm Sinne — bringt der Wilde die heterogensten Dinge zusammen. So muß uns das Denken des Primitiven recht phantastisch erscheinen, noch mehr natürlich müssen es seine Erzählungen.

Der Kausalitätsdrang des natürlichen Menschen ist stark entwickelt. Wo nicht gerade eine starke Degeneration vorliegt, haben fast alle Reisenden die lebhafteste Wißbegierde der Wilden feststellen können. So stark aber an sich das Streben nach Erkenntnis der Ursachen ist, so wenig ist jedoch das langsame, geduldige Suchen, das vorsichtige Fortschreiten zu der Ursache der Erscheinung seine Sache. Für die Frage nach dem Warum hat er die Antwort gleich bei der Hand. Er ist mit seinem kausalen Denken bald am Ende, weil er nur so viel über die Dinge und ihr Wesen auszusagen vermag, als er von seinem eignen Wesen und seinen persönlichen Erfahrungen zu schließen imstande ist. Dazu kommt, daß das kausale Denken des Wilden immer durch die Unterströmung des Willens beeinflusst wird. Die nächsten Beziehungen des Menschen zu der Natur stellen seine Wünsche her. Die Tibetschinsulaner binden, wenn sie noch einen weiten Weg nach Hause haben, Binsen zu einem Büschel ineinander, um durch diese Verflechtung die Sonne zu hindern, unterzugehen. Wenn sich ein Mohu in Neuguinea verspätet, so macht er eine Schlinge aus Schnur, blickt hindurch nach der Sonne und schlingt dann den Faden zu einem Knoten zusammen, wobei er ruft: „Warte, bis ich zu Hause bin, dann will ich dir das Fett eines Schweines opfern.“

Aus diesen leider nur zu kurz gekennzeichneten Eigentümlichkeiten des primitiven Denkens ergeben sich einige allgemeingiltige, bei allen primitiven Völkern wiederkehrende Vorstellungskreise, die man ungefähr so zusammenfassen könnte:

1. Alle Erscheinungen der Natur, belebte oder unbelebte, faßt der Wilde als persönliches Wesen.
2. Infolgedessen schafft er um sich und über sich ein Reich von übernatürlichen Wesen: Seelen, Geister, Dämonen, Götter.
3. Der Naturmensch zieht keine festen Grenzlinien zwischen sich und der umgebenden Welt.
4. Er steht deshalb in verwandtschaftlich nahem Verhältnis zu den Tieren.
5. Er glaubt an die Verwandlung des Menschen in Tiere, Pflanzen, Dinge, Sterne.
6. Das Zauberwesen nimmt eine zentrale Stellung in seinem Denken ein.

In dieser geistigen Atmosphäre lebt und webt der primitive Mensch bei Tag und bei Nacht. Im Traumleben kehren die Anschauungen des wachen Bewußtseins in bunterer Folge wieder. Wenn nun der Wilde einen Vorgang erzählen will, so mischen sich diese Vorstellungen, die wir als übernatürlich empfinden, mit dem Zwange der Notwendigkeit ein. Auch wo er Selbsterlebnisse wiedergibt, erzählt er von Zauberei und Begegnissen mit übernatürlichen Wesen. Ein Beispiel möge das zeigen. Ein Australier erzählt nach dem Bericht seines Vaters, daß dieser einst ins Schilf gegangen sei, um Enten zu fangen. Plötzlich hörte er ein Geräusch wie vom Schwirren einer Wurfskeule.

Er fühlt sich von einem unsichtbaren Wesen umschlungen, ringt mit ihm, und endlich gelingt es ihm, sich unter einem Aufschrei von der Umklammerung des Geistes freizumachen. Hier haben wir eins von den vielen Beispielen, wie ein persönliches Erlebnis — ein Krankheitsanfall auf der Jagd — unter dem Einfluß der illusionistischen Weltanschauung zu einem übernatürlichen Erlebnis und der Bericht darüber zu einer phantastischen Erzählung wird. Ferner erzählt der Wilde von seinen Beziehungen zu Tieren, die er wie Menschen auftreten läßt, er berichtet von Verwandlungen, von Zauberoperationen, mit denen er durch Raum und Zeit hindurch auf entfernte Objekte eine unmittelbare Wirkung ausübt. Er spricht von Sonne, Mond und Sternen wie von seinesgleichen. Und wenn er etwas erzählt, so geschieht es in springender, nur das Wichtige heraushebender Weise, ohne Rücksicht auf Möglichkeit und Unmöglichkeit, unbekümmert um die Motivierung. Mit einem Wort, wir haben hier alles beisammen, was das Wesen des Märchens ausmacht. Das, was den Hauptinhalt des Märchens darstellt, das Wunder, das übernatürlich Phantastische, im Dasein des Wilden ist es ein realer Bestandteil seiner Lebensanschauungen, und das, was wir als die Technik der Märchen betrachten, die sprunghafte Darstellung, die sich nur an die Hauptpunkte der Ereignisse hält, den Mangel an Motivierung und an Folgerichtigkeit, hat seine Wurzel in der rudimentären Erzählungsweise des primitiven Menschen. Das Märchen oder die Weise zu erzählen, die wir als märchenhaft bezeichnen, ist ein in der spezifischen Weltanschauung und Denkstruktur des Primitiven begründetes Phänomen. Nur der primitive Mensch konnte das Märchen, oder um es vorsichtiger auszudrücken, die Bausteine liefern, aus denen spätere Entwicklungsstufen kunstreichere, technisch vollendetere Märchenerzählungen schufen. Denn das muß besonders betont werden, daß die Märchen der Wilden inhaltlich sowohl wie technisch ärmlicher, unzusammenhängender, willkürlicher sind als unsere Volksmärchen.

Diese Ableitung unsrer Märchen aus der primitiven Urzeit der einzelnen märchenerzählenden Völker ist natürlich nur dann beweiskräftig, wenn sich beweisen läßt, daß tatsächlich der Hauptinhalt unsers Volksmärchens auf primitive Zustände zurückgeht. Diese Forderung hat nun die heutige Märchenforschung ziemlich lückenlos erfüllt. Ich kann mich an dieser Stelle nur auf die Heraushebung einiger besonders interessanter Beispiele beschränken. Wer mehr davon zu erfahren wünscht, sei auf den vortrefflichen Aufsatz von Fr. von der Leyen: „Zur Entstehung des Märchens“ in den letzten beiden Bänden (Bd. 113 und 114) des Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen verwiesen.

